

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 208.

Posen, den 11. September 1928.

2. Jahrg.

Knockout Europa.

Ein phantastischer Roman von Ludwig von Wohl.

Copyright bei Carl Duncker, Berlin 1927.

(Nachdruck verboten.)

I.

Die Morangi dampfte nun schon wieder seit Tagen im Stillen Ozean. Mrs. Vincent wünschte aus tiefstem Herzensgrund, sie nie bestiegen zu haben. Das Wetter war ja erträglich, die Hitze war man gewohnt — lieber Gott, man lebte doch nicht umsonst neun Jahre in der Südsee —, und auch das Schlingern und Stampfen des Schiffes wäre noch zum Aushalten gewesen.

Aber — und hierin stimmte sie mit Mrs. Nichols und sogar mit Madame Dalardier überein, dieser alten Putz, die sich doch sonst geradezu ein Vergnügen daraus machte, ihr zu widersprechen — es war an Bord nicht ganz geheuer!

Sie hatte auch ihrem Mann darüber eine Andeutung gemacht. Beim Lunch. John hatte sie verständnislos angesehen und gemeint, die Morangi wäre ein erstklassiges Schiff und die Versicherungsprämie erstaunlich niedrig — warum sollte da etwas nicht richtig sein?

Männer merken nie etwas. Auch hierin war sie mit Mrs. Nichols und Madame Dalardier einig gewesen. Man hatte eben ein feineres Gefühl. John sah den ganzen Tag über seinem Bridge, und wenn er nicht Bridge spielte, so poterte er. Zu Hause in Brisbane kam dann noch der Kurszettel hinzu . . . es war kein Wunder.

Sie aber, lieber Gott, wer war die erste gewesen, die gemerkt hatte, daß die kleine Stella Thompson sich verloben würde — und noch dazu mit einem Doktor! Das nur als Beispiel — das einem gerade so einfiel. Nein, man konnte beobachten, das war einmal sicher! Und . . . hier klopfte Mrs. Vincent mit dem weißen Schirm aus Pongeeleide, der sie nie verließ, sehr energisch auf die Planken vor sich . . . und hier an Bord der Morangi war es nicht geheuer, und wenn das Schiff noch so erstklassig war!

Wenn Frauen zwischen siebzehn und fünfzig von einem Neutrum sprechen, so kann man dieses von vorn herein durch ein Mastulium erkennen.

„Es“ lehnte an der Reling, trug einen tadellosen grauen Reiseanzug, der dem Londoner Schneider Ehre machte, und sah gelangweilt aus.

Mrs. Vincent wechselte einen Blick des Einverständnisses mit Mrs. Nichols. „Den ganzen Tag steht er nun schon da,“ meinte sie. „Steht und starrt Löcher in den Ozean. Was ist der Mensch?“

„In der Schiffsliste steht nur „Passagier“,“ meinte Mrs. Nichols fast schüchtern. Sie lebte unter dem geistigen Zwang von Mrs. Vincent und hatte ständig das Gefühl, geprüft zu werden.

Mrs. Vincent lachte geringschätzig.

„So klug bin ich auch, meine Liebe, Passagier! Diese Annahme. Diese Freiheit, sich unter der Rubrik Beruf als Passagier einzutragen. Es ist geradezu ungehörig. Gott weiß, was der Mensch ist. Am Ende . . .“

Die kleine rüblische Frau unterbrach sich.

Der schweigsame Graugekleidete hatte eine Bewegung gemacht. Hatte er etwas gehört? Nein, es war zu weit. Es konnte nicht gut sein. Dennoch dämpfte Mrs. Vincent ihre Stimme zu einem Flüstern, als sie fortfuhr: „Am Ende ist er irgendein Verbrecher von Beruf — von den Mikobaren oder Andamanen, vielleicht gar von der Biperinsel —, ich habe mir schon die größte Mühe gegeben zu sehen, ob er eine Tätowierung hat . . .“

„Und . . .?“ Mrs. Nichols Stimme zitterte vor Erwartung.

„Und nichts. Ich habe noch nichts entdecken können.“ Es klang fast bedauernd.

Aber Mrs. Nichols holte erleichtert Atem.

„Freuen Sie sich nicht zu früh,“ warnte Mrs. Vincent.

„Wer weiß, wo er tätowiert ist.“

„Was erweckt Ihnen denn ein solches Mißtrauen gegen den unglücklichen Mr. Keerint?“ fragte eine lustige Stimme hinter ihr. Die beiden Damen fuhren erschrocken herum.

Mrs. Vincent faßte mit der stark beringten Hand an die Gegend, wo anatomisch das Herz zu suchen sein konnte. „Oh, Mr. Bruce, wie haben Sie mich erschreckt,“ klagte sie. „Schämen Sie sich nicht?“

„Ich kann wirklich nichts dafür,“ verteidigte sich der hochgewachsene Bruce mit dem frischen Jungengesicht zu der kleinen Dame herunter. „Aber auf diesem Schiff ist es so still . . . man hört am Bug jeden Ton, der am Heck gesprochen wird . . .“

Das war eine Warnung.

Mr. Bruce war nicht so kindlich, wie er aussah.

Und er war noch dazu der einzige, den man mitunter mit diesem Mr. Keerint zusammen sehen konnte. Also, er war vielleicht die beste Gelegenheit . . .

„Sagen Sie, Mr. Bruce, wer ist Mr. Keerint eigentlich,“ fragte Mrs. Vincent scheinbar ohne besondere Absicht.

George Bruce zog die dünnen blonden Brauen hoch. „Haben Sie die Schiffsliste nicht eingesehen?“ fragte er mit gut gespielterm Erstaunen.

Mrs. Vincent konnte bei aller Beherrschung nicht verhindern, daß ihr die Zornesröte in die vollen Wangen stieg. „Seien Sie artig, Bruce,“ bat sie so liebenswürdig, wie es ihr möglich war. „Sie kennen ihn besser als wir. Woher stammt er, was ist er von Beruf, ist er verheiratet, wohin fährt er . . .“

„Warum fragen Sie ihn das nicht selbst,“ neckte Bruce.

„Ihn? Nie! Der wäre imstande, mir den Rücken zu drehen!“

Das wäre er allerdings, dachte George Bruce.

„Er ist, soviel ich weiß, Holländer,“ sagte er laut.

„Seine Mutter war eine Deutsche, aus Frankfurt oder wie das Nest hieß. Reist zu seinem Vergnügen. Kommt von Vancouver wie ich — und will vorläufig nach Brisbane —, wenn er nicht plötzlich Lust bekommt, an der nächsten Haltestelle auszusteigen . . .“

„Weiter, weiter,“ drängte Mrs. Vincent gespannt. Bruce sah sie fragend an. „Was weiter? Seinen Paß habe ich nicht gesehen . . .“

„Also doch!“ triumphierte Mrs. Vincent.

Bruce sah einen Augenblick völlig verblüfft aus. Dann lachte er hell auf. „Nein, nein,“ meinte er beruhigend, „ein Verbrecher ist er nicht. Ich kenne seine Familie. Alte Amsterdamer Großkaufleute. Keine Sorge, Mrs. Vincent.“

Er verbeugte sich mit seinem gewohnten strahlenden Lächeln und schlenderte dann, leise vor sich hinstummend, dem Bug zu, wo Gerd Keerink noch immer gelangweilt auf die endlose blaue Fläche starrte, die das Schiff umgab.

Minutenlang standen sie nebeneinander, ohne ein Wort zu sprechen.

„Sie müssen heute abend zu mir in die Kabine kommen, Mrs. Bruce,“ sagte Keerink unvermittelt.

Der blonde Hüne wollte etwas sagen.

„Kommen Sie um neun,“ schnitt ihm Keerink das Wort ab. „Und lassen Sie mich eine Weile allein. Nur Wiedersehen um neun!“

George Bruce ging verblüfft.

So summarisch verfuhr man im allgemeinen nicht mit ihm. Mit dem Besitzer der größten Zuckersfabriken der Welt. Uff! Der Mann war der ausgesprochene Autokrat!

Trotzdem — man konnte ihm nicht böse sein. Er hatte eine Art zu lächeln, einen solchen Ton, die unglaublichsten Sachen zu sagen, daß man es für selbstverständlich, für gut und beherzigenswert gehalten hätte, auf seinen Befehl den Mond als Napfstücken zu fressen. Beim Jupiter!

Bruce spuckte seinen Pfefferminzgummi in weitem Bogen über Bord und ging in seine Kabine, um zum dreißigsten Male seit Vancouver dieselbe Nummer des New York Herald vom vorigen Monat vorzunehmen und einen neuen Gummi zwischen das prachtvolle Gebiß zu schieben.

Backbords drängten sich die Fahrgäste zusammen und bestaunten ein nur wenige Meter aus dem Wasser ragendes Korallenriff, von dem der Offizier der Wache erklärte, es wäre noch auf keiner Karte verzeichnet — sei erst vor wenigen Wochen aus dem Meer aufgetaucht, durch irgendeine unterirdische Kraft, einen Vulkanausbruch oder ein an der Oberfläche kaum bemerkbares Seebeben herausgehoben worden.

Auch Gerd Keerink sah auf den zackigen Block, ohne freilich seinen Posten am Bug zu verlassen. Ein Strahl von Interesse glitt über sein müdes Gesicht.

Die Morangi rauschte vorwärts.

Im Silberstreif des Kielwassers verschwand das Riff.

Als George Bruce Punkt neun Uhr an Mr. Keerinks Kabine pochte, ärgerte er sich nicht wenig über ein plötzliches Herzklopfen. „Verdammt,“ fluchte er leise, aber ingrimmig vor sich hin. Das war ihm doch nicht mehr passiert, seit — ja, seit ihn Daddys dem alten Rodefeller vorgestellt hatte. Als seinen zukünftigen Nachfolger, als den Erben der Zuckerverke Bruce u. Co.

Vor dem alten milliardengefütterten Basilisten hatte er ein ähnliches Gefühl gehabt — ein Unbehagen in der Magengegend — es war bestimmt nicht von Eiscreme — und dieses alberne Herzklopfen.

Auch ein Vergleich. Rodefeller und dieser Keerink, von dem noch kein Mensch in der Welt etwas gehört hatte!

George Bruce hatte sich wiedergefunden und trat ein.

„Sie sind pünktlich, Mr. Bruce,“ empfing ihn Keerink. „Das bestätigt meine gute Meinung von Ihnen.“

„Ist er mein Chef?“ fragte sich der Amerikaner. Ich bin pünktlich. Er lobt mich.

Er bemühte sich, ironisch zu lächeln. Es gelang recht schlecht.

Dieser Mensch sah einen mit seinen ekelhaften großen blaugrauen Augen an — einen Augenblick durchsuchte es Bruce: „Gott sei Dank, daß ich nicht geschäftlich mit ihm verhandeln muß!“

„Ich habe Sie zu mir gebeten, Mr. Bruce, weil Sie so ziemlich der einzige Mensch hier an Bord sind . . .“

Der Amerikaner riß die Augen auf.

„Mr. Vincent ist ein kartenspielender Kurszettel, Snnders und Beerboom sind Geneversflaschen, Quist ist ein Idiot. Die andern sind Nullen ohne besondere Kennzeichen.“

„Sie vergessen Mrs. Vincent,“ sagte Bruce augenwinkernd. Die Urteile Keerinks machten ihm Spaß. Dieser Kerl sagte, was man als höflicher Mensch gerade noch denken durfte. Das war wohlthuend. „Mrs. Vincent ist ganz unbedingt ein Mensch. Und was für einer!“

Keerink lächelte flüchtig. „Hören Sie zu, Bruce. Ich habe mich mit Ihnen seit Vancouver ja einige Male unterhalten. Im allgemeinen ist mir dann klar, woran ich mit einem Menschen bin. Außerdem weiß ich einiges über Sie. Sie haben von Ihrem Vater bereits ein sehr nettes Vermögen geerbt. Das haben Sie so ziemlich verflüffacht. Sie gesten an den großen Handelsplätzen und in Wallstreet als smart. Trotzdem haben Sie den alten Mackenzie herausgelassen, den Sie nach dem Baumwollcrash vor drei Monaten fest in der Hand hatten. Und zwar aus Gründen, die mit Geschäft nichts zu tun haben. Sie sind ein verdammt anständiger Kerl, Bruce!“

„Haben Sie mich in Ihre Kabine gelockt, um mir das zu sagen?“ knurrte der Amerikaner.

„Das und noch einiges anderes. Also, Sie sind ein anständiger Kerl und trotzdem nicht dumm. Eine seltene Mischung. Ich kann von Glück sagen, Sie hier an Bord zu finden.“

George Bruces Blick wurde für einige Augenblicke mißtrauisch. Ist er irrsinnig, dachte er blitzschnell. Dann aber erinnerte er sich so mancher klugen Worte, die er mit Gerd Keerink gewechselt hatte — in sternbeglänzt ruhelosen Vorwärtseilen der Morangi — in der schweren Monsunnacht vor acht Tagen. Wenn Gerd Keerink sprach wie ein Irreer, dann mußte man etwas dahinter suchen — vom Irresein zur Genialität ist ja schließlich nur ein Schritt — derselbe Schritt, der vom Erhabenen zum Lächerlichen führt.

Er sagte sich. „Ich nehme an, daß Sie mir etwas Wichtiges zu sagen haben, Mr. Keerink.“

„Sie irren sich nicht, Mr. Bruce. Wichtig wenigstens für mich. Ich möchte Ihnen mein Testament übergeben.“

George Bruce blickte jäh auf. „Sind Sie krank, Mr. Keerink?“

Der Mann mit dem festgeschlossenen Mund schüttelte den Kopf. „Nein . . . oder“ — das Kopfschütteln ging in ein müdes Wiegen über — „oder vielleicht auch ja. Ja . . . ich bin wohl krank. Gewiß . . . man kann das wohl so nennen. Krank ist eine Natur, die von der Norm abweicht, nicht wahr? Also nehmen Sie immerhin an, ich sei krank.“

Jetzt schüttelte der Amerikaner den Kopf. „Wollen Sie sich nicht etwas näher erklären, Mr. Keerink?“ bat er fast sanft. Dieser schweigsame, bittere Mann da vor ihm tat ihm aus irgendeinem Grunde leid. Er mußte — wirklich — er mußte viel durchgemacht haben.

Keerink tat einen tiefen Atemzug. Es war, als sauge er Bedrängnis, Mattigkeit, Gleichgültigkeit in seine Lungen. „Ich will Ihnen so viel sagen, Bruce, ich habe einen bestimmten Plan, vor dessen Ausführung ich das ordnen will, was man so schön seine Angelegenheiten nennt. Sehen Sie, Bruce. Hier ist ein Brief, der an Sie gerichtet ist. Nehmen Sie ihn an sich. Halt . . . nicht aufmachen,“ unterbrach er sich heftig. Eine Zornesfalte stand zwischen seinen Augen. „Dieser Umschlag enthält meinen letzten Willen, und ich bitte Sie, ihn zu öffnen, wenn . . .“

„Wenn?“

Der Amerikaner sah sehr ernst aus. „Wenn Sie aus einem Zwischenfall irgendwelcher Art entnommen werden, daß der Zeitpunkt dazu gekommen ist. Nein, sagen Sie nichts. Sie werden es schon merken.“

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Herren suchen eine Wohnung.

Humoreske von Franz Dattner (Wien).

Wir haben beschlossen, uns zu verändern: mein Freund und ich. Weil unser vis-à-vis, eine ältere Dame, jeden Morgen die Bühne pukte, indem sie sie in die Hand nahm. Das war nicht schön.

Kurt übernahm die Führung, Kurt schwebte auf Gummisohlen die Treppe hinauf. Ein Schloß kreischte, in der Türspalte zeigte sich ein weibliches Wesen von unbestimmten Konturen. Kurt zog höflich den Hut und fragte: „Ist hier das Zimmer zu vermieten?“ — „Ja wohl!“

Wir stolperten in einem finsternen Gang und zerschlugen uns das Schienbein. Es bot sich uns der Anblick eines Zimmers von mittlerer Eleganz, mit anschließendem „Salon“.

„Was kostet das?“

„160 Schilling, inkl. Bedienung und Licht. Das Frühstück müssen Sie außer Haus nehmen, denn ich befinde mich damit nicht. Der Preis ist doch angemessen, nicht wahr?“

Ich sagte todernt: „Er ist äußerst angemessen!“

Wir hatten uns ein Dinit von 60 Schilling vorgenommen. Ein Schelm, der mehr gibt, als er hat.

Verlegene Pause. Endlich Kurt mit gespielter Gleichgültigkeit: „Der Preis spielt natürlich keine Rolle, das Zimmer ist ja nicht für uns, es ist für einen Herrn aus Berlin, der in leitender Stellung ist. An der hierärglichen Hochschule. Ja!“

„Ist er reinlich?“

„Reinlich. Sozusagen — zimmerreinlich. Die Viecher bringt er nicht in die Wohnung. Sie können in dieser Beziehung ganz ohne Sorge sein. Wir sagen Ihnen morgen Bescheid.“

Wir waren froh, als wir draußen waren. Bei der nächsten Tür werden wir zuerst durchs Guckloch beobachtet, dann zeigt sich schüchtern ein kleines Gesicht. „Ist hier das Zimmer zu vermieten?“ — „Ja, bitte.“ Die Tür öffnet sich versuchsweise nur ein klein wenig. Die schüchterne Stimme: „Zum Bohnen bitte?“

???

Nach atemberaubender Stille meint Kurt liebenswürdig: „Eigentlich nicht, verehrte Dame. Nicht zum Bohnen, sondern zum Spaziergehen, es ist nämlich für einen Herrn, dem vom Arzt verordnet ist, täglich zwei Stunden spazieren zu gehen. Und dazu muß er das Zimmer haben, weil er die frische Luft nicht verträgt.“

Wir erholen uns nur langsam von diesem Besuch. Wir sehen die Tour fort, die ewige Vitane beginnt immer wieder von neuem: Rauchverbot, Damenbesuch ausgeschlossen, Frühstück hier und da, Bedienung inklusive, Beleuchtung exklusiv, von der Beheizung nicht zu reden. Wir fassen einen unauslöschlichen Groll gegen dieses schwarze Geschlecht der Zimmervermieterinnen, die uns langsam um unsere Nerven zu bringen drohen. Jetzt, bei der vierten Station wird Kurt frech. Er sagt sehr freundlich: „Sehr hübsches Zimmer, nur etwas klein.“

„Es ist auch nur für eine Person.“

Kurt sieht auf mich und meint mit Engelsmiene: „Wir brauchen es für mindestens zwei, wenn Sie nichts dagegen haben. Auch ist es etwas dunkel.“

„Das Kofett ist aber hell und groß.“

Kurt verzieht keine Miene: „Vielleicht haben Sie sogar Telefon?“

„Freilich, aber es ist momentan kaputt.“

Kurt hat Leichenstarre im Gesicht. Er sagt ruhig: „Das Zimmer gefällt uns ausgezeichnet. Es ist zwar klein, es ist so klein, daß wenn die Sonne hereinscheint, wir hinaus gehen müssen, aber wir könnten ja immerhin die Tapeten von den Wänden herunternehmen, vielleicht wird es dann ein bißchen größer.“

Wir werden unter feierlichem Schweigen zur Tür geleitet. Jetzt reißt uns aber die Geduld: es kocht in uns. Wir beschließen, uns zu rächen.

Eine resolute Dame empfängt uns. Sie sieht aus, wie des Teufels Großmutter. Sie hat Warzen im Gesicht und fleischt die Bühne. „Damenbesuche vor allem sind verboten. So etwas dulde ich in meinem Hause für keinen Fall. Ich bin eine anständige Frau.“

„Von mir aus werden Sie es auch bleiben,“ murmelte ich laut: „Wir haben nie daran gezweifelt, gnädige Frau.“

„Was ist denn der Herr überhaupt?“

„Mein Freund ist Advenbänder,“ sagt Kurt kalt.

„Ja,“ sagte ich heiter, „ich habe auch die Gewohnheit, im Zimmer mit Pistolen zu schießen. Das habe ich von meinem Beruf. Ich hoffe, daß Sie das nicht genießen wird.“

Der Teufel wirft die Tür zu.

Ich bin todmüde, ich kann nicht mehr weiter, Kurt eilt allein die drei Stockwerke hinauf, während ich unten auf ihn warte. Er wird von einer alten Dame empfangen, sie ist sehr nett.

Sie will partout alles wissen. Nein, der Herr sei noch nicht da. Er komme erst aus — aus — Kapstadt, Südafrika. (Der Herr aus Kapstadt steht unten und friert wie ein Schneider). Und ob er auch sicher aus guter Familie wäre?

„Aus der besten Familie. Aus der feinsten. Sozusagen aus einer aristokratischen Familie. Der Vater ist ein sehr vornehmer holländischer Graf mit einem Baderbart und macht Milchkonserven. Ein gutes Geschäft, ein ausgezeichnetes Ge-

schäft. Sehr vornehme Familie. Jawohl, gnädige Frau.“ — „Was Sie nicht sagen. Wirklich. Das freut mich. Also aus guter Familie?“ — „Aus der allerbesten, gnädige Frau.“

Und ob der junge Graf im Zimmer spude, wie alt er sei und ob er viel Geräusch mache oder Klavier spiele, und wann er aufstehe, und ob er zum Tee Zitrone oder Milch nehme, usw. usw.

Kurt ist erschöpft. Und was der junge Herr für einen Beruf habe. „Er ist Klieger, gnädige Frau.“

„Klieger! Ach, was Sie nicht sagen. Wirklich. Wie interessant! Und können Sie mir nicht sagen —“

Jetzt hat Kurt genug. Er sagt unerschütterlich lächelnd: „Ja, Sie müssen so freundlich sein, gnädige Frau, an seinem Werte einen kleinen Propeller anzubringen. Er ist an das Surren so gewöhnt. Sonst kann er nämlich nicht schlafen. Und eine Duffolo auf das Nachtkastel: wegen der Richtung. Und noch etwas: wenn er aus Kapstadt angeflogen kommt, müssen Sie so gütig sein und ein Lavoire lauwarmes Wasser — bitte nicht zu heiß, das verträgt er nicht, ins Vorzimmer stellen. Er hat nämlich einen Hydroplan und kann sonst nicht landen.“

Die nette Dame sieht ihn drei Minuten entgeistert an, stürzt dann zum Telefon und verlangt die Rettungsgesellschaft.

Kurt erklärt jetzt, er gehe nicht mehr allein: er fürchte sich.

„Die Herren rauchen doch nicht etwa? Wegen der Gardinen?“

Kurt leutselig: „Aber verehrte Dame, wo denken Sie denn hin, wer raucht denn überhaupt? Nur unanständige Menschen. Wir und rauchen! Ich verstehe nicht, wie Sie so etwas von uns denken können? Sehen wir lasterhaft aus?“ Ich falle ein: „Es gefällt uns ausgezeichnet hier. Und rauchen tun wir keineswegs.“

„Das freut mich, das freut mich.“

„Nur eines,“ sage ich unschuldig, „mein Freund hier ist von Beruf Chemiker. Er experimentiert hier und da mit ägenden Säuren und mit Nitroglycerin. Das ist ein wenig explosiv. Es könnte vielleicht eine der herrlichen weißen Gardinen anbrennen oder der Teppich. Ich meine, es ist möglich, und es könnte kommen, daß zum Beispiel der Ofen ein wenig demoliert wird, oder eine Wand einstürzt. Es könnte sogar im schlimmsten Falle passieren, daß das ganze Haus in die Luft fliegt. Hoffentlich macht Ihnen das nichts? Vielleicht zerbricht nur ein Spiegel, wenn Sie Glück haben.“

Die Frau hat nicht übel Lust, uns vier Stöße die Treppe hinunterwerfen ...

Es wurde Abend, und wir hatten nichts gefunden. Wir begaben uns zum Donaufanal, aber es waren alle Bänke mit Pärchen besetzt.

Meine sehr verehrten Herrschaften: wenn Sie vielleicht einmal zufällig ein nettes, bescheidenes, reines Zimmer wissen sollten, inklusive Bedienung, Beleuchtung, Beheizung, Frühstück, mit Damenbesuch und schweigender Behandlung, so bitte, sind Sie so gut und schreiben Sie uns (falls der Preis noch zu bezahlen ist): Praterhaus, vierte Bank, dritter Strauch, links um die Ecke, poste restante. Dort wohnen wir nämlich seit einem Monat.

Meine hochverehrten Damen und Herren. Ich flehe Sie an, mit tränenerstickter Stimme und verzweiflungsvoll zum Himmel gerungenen Händen, erinnern Sie sich um Gotteswillen zwei Herren suchen eine Wohnung!

Die wunderbare Aussicht.

Von Germaine Beaumont.

Francois wollte sich verheiraten, und es galt eine Wohnung zu finden, die ein passender Rahmen für Solange war. Er stürmte kreuz und quer durch Paris und befand sich geradezu in einem Mauth bei der Aussicht, Solange nun ganz allein für sich im eigenen Heim zu haben, besonders in einem solchen, das ganz nach ihrem Geschmack eingerichtet war. Wie schon das Sprichwort sagt: „Es gibt einen besonderen Gott für die Liebenden.“ — Francois fand eine entzückende kleine Atelierwohnung, und bereits vor Auszug eines Monats konnte er an Solange schreiben: „Komm in die Stadt und bewundere, was ich für uns gefunden habe.“

Das Beste an der Wohnung war die Aussicht. Von dem großen Fenster konnte man auf ganz Paris herabschauen, auf die vielen Kuppeln, Türme und Gärten bis nach Saint-Cloud.

Sie wird in Ekstase geraten vor Begeisterung, dachte Francois, während er hin- und herlief und sie erwartete.

In seiner fieberhaften Spannung stellte er die Konditorfuchsen mit der Schlagsahne auf den Wärmeapparat und begoß die Tulpen mit Portwein. Da klingelte es, und im nächsten Augenblick umklammerte er Solanges Hände.

„Ach — Solange — endlich bist du gekommen!“

Sie hörte nicht ein Wort von dem, was er redete, sondern stellte sich vollkommen überwältigt von der Aussicht, mitten ins Zimmer.

„Ja, findest du nicht, daß das schön ist?“ fragte er froh und geschmeichelt über ihre Vergnügung.

„Wunderbar!“

Noch mit ihrem Pelz angehan, schritt sie auf das Fenster zu und öffnete es.

Die Kälte strömte ins Atelier, das Francois soeben gewärmt hatte.

Sie lehnte sich hinaus und wiederholte nur: „Wunderbar ist es — ganz bezaubernd,“ während Francois vor Kälte zitterte.

Als er der Meinung war, genügend Möglichkeiten für eine Bronchitis gesammelt zu haben, machte er den zaghaften Vorschlag, das Fenster zu schließen und eine warme Tasse Tee zu trinken. Sie warf ihm einen kleinen, schnippischen Blick zu, den ersten, seitdem sie gekommen war. Dann sah sie wieder zum Fenster hinaus.

„Tee? Nein, danke. Wir stehen hier ja so schön. Was sind das eigentlich für Türme da hinten?“ „Sainte-Clotilde, liebe Solange, aber komm jetzt, du ahnst nicht, wie glücklich ich bin, dich hier zu sehen.“

„Und was ist das für eine Kirche dort?“ „Der Invalidendom, Solange. Wie ist es doch herrlich, daß du gekommen bist.“

„Und die vielen Bäume dort?“ „Das ist der Luxembourg-Garten. Weißt du, dort sah ich dich das erste Mal, du hattest ein grünes Kleid an, und in dem Augenblick füllte sich mein Herz mit Hoffnung.“

„Und das Gebäude dort hinter dem Luxembourg?“ „Saint-Culpice. Aber ich fürchte, du wirst dich erkälten.“ „Quatsch! Ich erkälte mich überhaupt nicht! Und hinter Saint-Culpice?“

„Das ist der Louvre.“ „Ach, du glückliches Vieh, solch eine Wohnung zu haben!“ „Es soll ja auch deine sein, Solange, deine und meine Wohnung. Sag doch, daß du mich liebst!“

„Aber das da ganz hinten, was ist denn das?“ „Das ist Sacré Coeur, aber du frierst.“ „Und neben Sacré Coeur ist das St. Denis?“ „Ja, meine Teuerste,“ versicherte er nieselnd und schnaufend. „Aber laß uns nun endlich das Fenster schließen, und trink ein Glas Portwein mit mir.“

„Ach, laß mich doch zufrieden. Glaubst du vielleicht, ich will dahinten in der Ofenode hocken und mich langweilen, wenn ich hier eine so fabelhafte Aussicht habe. Sag mir lieber, was ich da hinten schimmern sehe.“ „Das sind die Wasserwerke.“ „Und was ist das da hinten im Nebel?“ „Das ist ja der Triumphbogen!“

„Ach, wie gräßlich, daß es jetzt dunkel wird. Ich kann fast nichts mehr sehen. Ist das der Obelisk?“ „Nein, das ist der Turm des Rhoner Bahnhofs.“ „Ach, — jetzt kann man gar nichts mehr sehen.“

In Francois flackerte einen Augenblick die Hoffnung auf. „Komm, ich ziehe die Gardinen vor und werde das Feuer im Kamin von neuem anschauen, dann können wir gemütlich plaudern und vielleicht finde ich dann auch die Gelegenheit dazu, dir zu sagen, daß ich dich liebe.“

Da klatschte Solange in die Hände und rief: „Nein — sieh nur, jetzt wird der Eiselsturm beleuchtet — sieh nur die Lichtreflexe, und die Zeiger der Uhren!“

Um sieben Uhr verabschiedete sie sich und reichte ihm ihre kleine Hand, die noch immer behandschuht war.

Als sie gegangen war, schloß Francois endlich das Fenster, setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb mit finsterner Miene: „Annonce.“

Tauschwohnung gesucht. Eine Atelierwohnung mit allen modernen Bequemlichkeiten und mit wunderbarer Aussicht wird getauscht gegen eine Parterre-Wohnung nach dem Hof gelegen. (Bestes Bedingung.)

Und dann machte er sich einen warmen Toddy.

Aut. Uebersetzung aus dem Französischen.

Vier Strophen.

Novelle von Erik Juel.

Yvonne Dubord sah an ihrem Sohne nur eine einzige Unvollkommenheit, er war ganz unmusikalisch.

Von der frühesten Kindheit an hatte sie ihn damit geplagt, daß er Gesang und Klavierspiel lernen sollte.

Selbst war sie ja Yvonne Dubord, nein, so hieß sie ja damals nicht, damals als sie auftrat, hatte sie ihren eigenen Familiennamen.

Sie gab damals große Konzerte, war ein Stern mit einer Stimme, die sich sogar in der Oper prächtig ausgenommen hätte. So wurde jedenfalls behauptet. Die Leute behaupten so viel und reden so oft von Dingen, die sie gar nicht verstehen — meistens sogar.

Aber Yvonne verheiratete sich mit Herrn Dubord. Herr Dubord war egoistisch genug, von ihr zu verlangen, daß sie sich ausschließlich ihm und ihrem Heim widmen solle, kurz gesagt, dem Privatleben. Keine öffentlichen Konzerte standen mehr auf dem Programm, keine Wohltätigkeitsabende, sie hatte nur Madame Dubord zu sein — das hatte ihr eben zu genügen — basta.

So blieb es. Dann gebar sie Lucien.

Gätte Frau Dubord sich rechtzeitig überlegt, daß sie möglicherweise ein Kind bekommen könne, das genau so unmusikalisch

wie Herr Dubord werden würde, hätte sie sich wohl kaum mit Herrn Dubord verheiratet. Aber wer denkt schließlich so weit? Vereinzelte Massenhygieniker vielleicht! — — —

Yvonne hatte jedenfalls nicht so weit gedacht. Nebenbei war sie pathologisch in ihren Sohn verliebt und vergötterte ihn. Nur in dem einen Punkt — der Musik — plagte sie ihn.

Mit aller Gewalt versuchte sie es, ihren Willen durchzusetzen. Er sollte spielen. Er sollte singen.

Er wollte — oder besser — er konnte nicht. Diese musikalischen Anstrengungen kosteten beiderseits Tränen.

Madame Dubords Freundinnen bewunderten Lucien. „Er ist natürlich musikalisch — bei der Mutter kein Wunder — ein Talent — vermutlich ein Genie?“ fragten sie.

Konnte sie diese Frage verneinen? — folglich gab sie den Kampf nicht auf. Sie setzte sich ein Ziel, wenn auch ein ganz kleines.

Endlich konnte Lucien nach maßlosen Anstrengungen und Uebungen ein kleines Lied singen, wozu die Mutter ihn begleitete.

Mit dieser Nummer traten Yvonne und Lucien vor den Freunden des Hauses auf.

Lucien wurde geküßt und getatselt und stand schon und verlegen in den Ecken. Er fühlte sich jedoch bedeutend erleichtert, wenn der Vortrag des Liedes mit Gottes Hilfe überstanden war.

Und Yvonne? War sie in ihrem Mutterstolz so blind und taub, daß sie nicht die Falschheit im Lächeln und in den Komplimenten der Freundinnen bemerken konnte? —

Als Lucien etwas größer geworden war, weigerte er sich, „aufzutreten“. Erst später, als er Student war und sich durch Yvonnens Haar Silberfäden zogen, tat Lucien ihr manchmal den Gefallen, und dann schlug Yvonne die Töne auf dem Klavier an, und er sang das kleine Lied — einmal — zweimal — und immer wieder . . .

Im Jahre 1914 war Lucien 25 Jahre alt. Er befand sich unter den ersten, die mit in den Krieg mußten.

Die Angst um den Sohn machte Yvonne vor der Zeit alt. Sie war keine Geldmutter. Sie fiel ganz zusammen und gehörte nicht zu denen, die sich meldeten, um die Verwundeten zu pflegen.

Die Briefe, die Lucien ihr sandte, waren ihr einziger Lichtblick — eines Tages aber blieben die Briefe aus.

Eines Tages trat die tiefvergrämte Mutter in einen Lazarettstall für Schwerverletzte.

Sie bedeckte ihre Augen mit den Händen. So schrecklich hatte sie sich den Anblick der Verwundeten nicht vorgestellt.

Da standen zwei Reihen Betten, und in diesen lagen regungslose Körper, über und über in Verbände gehüllt.

Die Krankenschwester führte sie von dem einen Verwundeten zu dem andern. Wie in aller Welt sollte sie erkennen können, wer unter diesen Wracks ihr Sohn sei?

Jeden einzelnen fragen? Seinen Namen flüstern? — Sie lagen ja alle so gut wie bewusstlos da . . .

Da hörte sie ganz schwach ein leises Summen. Eine bekannte Melodie. Yvonne blieb stehen, sie lauschte und griff nach dem Arm der Pflegerin.

„Wer? Wo? — Lucien —“

Sie wagte kaum zu atmen, um nur lauschen zu können.

„Patent Nr. 3,“ sagte die Schwester.

Yvonne sah sie fragend an.

„Er singt so oft ganz, ganz leise dasselbe Lied — vier Strophen — die er vielleicht einmal von seiner Mutter gelernt hat . . .“

Aus aller Welt.

Ein neues Lustspiel von Julius Maria Becker. Julius Maria Becker hat eine neue zeitgenössische Komödie „Gilgamesch“ fertiggestellt, die in den nächsten Tagen im Verlag der Gesellschaft für Literatur und Bühnenkunst, Würzburg, erscheint.

Ein bedeutender Gemäldesund in Kärnten. In der Kirche zu Maria-Saal in Hofseld (Kärnten) hat man im Netzgewölbe unter einer späteren Malerei ein bedeutendes Freskogemälde entdeckt, einen gewaltigen „Stammbaum Christi“. Der Forscher Dr. Walliser ist mit den Wiederherstellungsarbeiten beauftragt. Es ist die umfangreichste aller bisher bekannten derartigen Darstellungen. Das gut erhaltene Gemälde ist künstlerisch äußerst wertvoll.

Fröhliche Ecke.

In der Religionsstunde. Die Lehrerin behandelt den Zug der Kinder Israels von Aegypten nach Kanaan. Dazu wird eine Karte benutzt, auf der der Zug der Israeliten durch einen roten Strich bezeichnet ist. Lehrerin: „Warum haben die Kinder Israels denn den großen Umweg gemacht und sind zuerst nach Süden gezogen, wenn sie doch nach Norden ins Land Kanaan wollten?“ — „Dieses Stillstehen.“ Endlich springt der kleine Ernst auf. „Ich weiß es,“ ruft er. „Sie haben den Weg nicht gewußt, und da sind sie einfach dem roten Strich nachgegangen.“

Bei der Heiratsvermittlerin. „Ich habe eine passende Partie für Sie. Aber Sie müssen sich rasierten lassen und einen sauberen Kragen anlegen.“ — „So? Und wenn nächster nichts draus wird?“